

Nach einem sehr detaillierten Inhaltsverzeichnis, in dem der Inhalt der fünf Bände der Beschreibung im einzelnen aufgeschlüsselt wird, bietet Heim eine instruktive, kurze Einführung in die vom Regensburger Bistumsadministrator und Weihbischof Gottfried Langwerth von Simmern (1669–1741) stammende Beschreibung des Bistums. Auf die Einführung folgt ein sehr interessanter Anhang mit dem „Seelenstand des Bistums Regensburg 1723/1724“. Dort sind für dieses Stichjahr die Einwohnerzahlen, die Zahlen der Kommunikanten, der Eheschließungen, der Getauften und der Verstorbenen für alle Pfarreien der Diözese in Tabellen, nach Erzdekanaten bzw. Dekanaten geordnet, aufgeführt. Es handelt sich hier um eine außergewöhnlich instruktive, detaillierte statistische Quelle, wie wir sie in dieser Vollständigkeit für diese Zeit sehr selten kennen. Die Diözese Regensburg hatte damals demnach 453.198 Menschen und 351.107 Kommunikanten.

Dann kommt in lateinischer Sprache der Text der Beschreibung des Bistums von 1723/1724, die „Designatio parochiarum 1723/24“, d.h. im einzelnen der Aufbau und Fragenkatalog des Bistumsadministrators und Weihbischofs Gottfried Langwerth von Simmern vom 15. November 1723 (1ff.), der Status der Kirchen, Kapellen und Altäre der Reichsstadt Regensburg vor der evangelisch-lutherischen Reformation und dann der Zustand der Kirchen und Pfarreien in den Erzdekanaten Regensburg (15 ff.), Donaustauf (20 ff.) und Pondorf (38 ff.), sowie den Dekanaten Allersburg, Aufhausen, Laberweinting, Vohburg a.d. Donau, Pürkwang (Kehlheim), Altheim, Schierling, Oberpiebing (Pilsting), Pförring, Dingolfing, Rottenburg a.d. Laaber, Frontenhausen, Mainburg, Amberg, Nabburg, Windischeschenbach (Kemnath), Beidl (Eger), Degendorf, Cham, Schwandorf, Laaber, Leuchtenberg.

Der umfangreiche Text, der nicht durch Anmerkungen kommentiert wird, ist durch mehrere ausführliche Register erschlossen, und zwar, durch ein Personenregister (ohne Heilige), ein Register der „Heilige(n), Feste und sonstige(n) Titel der Kirchen, Kapellen, Altäre und Benefizien“, ferner durch eines der Patrozinien der Kirchen und Kapellen und schließlich ein Ortsnamenregister. Auf S. 857 folgt noch eine instruktive Karte des Bistums Regensburg.

Diese Quellenedition Heims stellt eine wertvolle Fundgrube für Kirchenhistoriker, aber auch für Allgemeinhistoriker,

Kultur- und Bildungsgeschichtler, Sozial- und Wirtschaftshistoriker und Volkskundler dar, wo man nicht nur über das oben Erwähnte detaillierte Auskünfte erhält, sondern auch etwa über die materiellen Verhältnisse der Pfarreien, die jeweiligen Zensuseinnahmen, die Zahl der abgehaltenen Prozessionen, über das Alter, die Ausbildung und die Zeit des Wirkens der Pfarrer und Kooperatoren, der Schullehrer etc.

So handelt es sich hier, alles in allem, um die Edition einer sehr instruktiven und interessanten Quelle, deren Lektüre, eingehende Analyse und Auswertung sehr zu empfehlen sind. Das Buch ist, so kann man sagen, ein sehr wertvoller Band und ein wichtiger Beitrag der Kirchen-, Bildungs-, Sozial- und Wirtschafts-geschichte des 18. Jahrhunderts.

Mainz

Peter Claus Hartmann

*Schlögl, Rudolf: Glaube und Religion in der Säkularisierung. Die katholische Stadt – Köln, Aachen, Münster – 1700–1840 (= Ancien Régime, Bd. 28), München 1995, 447 S., geb., ISBN 3-486-56080-8.*

Säkularisierung kam keinesfalls erst als Folge revolutionärer Eingriffe zum Durchbruch; die Säkularisation hatte in der Säkularisierung eine lange Vorgeschichte. Die Geltung dieser Prämissen ist für den französischen Raum seit Michel Vovelles Studien über barocke Frömmigkeit und Dechristianisierung in der Provence ein unverzichtbarer Bestandteil des brennend aktuellen Säkularisierungsthemas geworden. Rudolf Schlögl kommt in seiner Habilitationsschrift zu weitgehend gleichen Ergebnissen (327). Bildung und sozioökonomische Determinanten sind die entscheidenden strukturierenden Faktoren, die den Wandel religiöser Einstellungen und mentaler Dispositionen im Heraufziehen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung steuern. Sein Vergleich der katholischen Städte Aachen, Köln und Münster ist gleichwohl mehr als eine schlichte Übertragung französischer Vorläufer auf das deutsche Beispiel. Schlögl hat von der französischen Religionssoziologie und ihrer internen kritischen Diskussion viel gelernt, so dass die eingangs angestellten theoretischen Überlegungen einen bestimmenden Einfluss auf das Quellensample nehmen konnten (vgl. 20). Schlögl hat die aus der französischen Forschung einschlägig bekannte Quellen-

gruppe der Testamente um Totenzettel und Buchinventare aus Nachlassverzeichnissen bedeutend erweitert und die darin stets nur knapp aufscheinende religiöse Diskursmatrix durch einen steten Rückgriff auf die theologische Diskussion entscheidend aufgehellt. Der Ertrag dieser konsequenten Einbeziehung des gesellschaftlichen Wissens für die semantische Erschließung der knapp und standardisiert formulierenden Massenquellen ist enorm. Stand Vovelle bezüglich der Quellenauswahl und ihrer methodischen Umsetzung Pate, bildet neben weitgehend unausgesprochenen Anleihen bei Pierre Bourdieu vor allem Niklas Luhmanns Systemtheorie der funktionalen Differenzierung die theoretische Basis der Studie (mit bewußter Entscheidung gegen Max Weber, der Religion nur als „kulturelles Phänomen ohne soziale Realität sui generis“ zu fassen vermochte, 22). Indem sich die altständische hierarchische Gesellschaftsordnung des Ancien Régime auflöste oder gewaltsam zerschlagen wurde, machte sie zunehmend einer bürgerlichen Gesellschaftsordnung Platz, in der sich mehrere gleichberechtigte Teilsysteme (Politik, Wirtschaft, Kultur, Gesellschaft) nebeneinander und mit je eigengesetzlicher Handlungslogik und relativer Autonomie ausbildeten. In diesem fundamentalen Umbruchprozess hatte sich auch Religion neu zu verorten. War sie als übergreifende Deutungskategorie im ständischen Modell omnipräsent und omnivald gewesen, differenzierte sie sich nun selbst zu einem solchen gesellschaftlichen Teilsystem mit einer eigenen „Funktionalität“ aus, musste sich aber aus allen anderen Sektoren zurückziehen bzw. wurde aus ihnen verdrängt. Die theologischen, institutionellen, gesellschaftlichen und mentalen Folgen dieses Wandels, die sich nicht nur aufgrund der Quellenauswahl, sondern aufgrund der Betroffenheit der Personengruppen selbst in den Städten am ehesten und reinsten beobachten lassen müssten, sind der zentrale Gegenstand des Interesses. Es entfaltet sich ein beeindruckendes Panorama, dem der Autor vor allem durch eine äußerst feinnervige, alle Einzelheiten auslotende, umsichtig Beziehungen knüpfende und gleichzeitig großzügige Überblicke gewährende Vorgehensweise eine außerordentliche Dichte verliehen hat. Die wichtigsten Ergebnisse:

Das I. Kapitel befasst sich mit der Entwicklung des gesellschaftlichen Wissens in Konkurrenz zur Ungebrochenheit des Glaubens. Der Aggregatzustand der Ständegesellschaft verflüssigte sich zuneh-

mend: Bildung und Sachwissen konkurrierten mit den durch Geburt erworbenen gesellschaftlichen Status- und Rollenzuschreibungen, was auch das Verständnis von Autorität nachhaltig veränderte. Das betraf auch den Klerus, über den der Zugang zur Schriftkultur lange fast ausschließlich vermittelt war: Mit dem steigenden Grad städtischer Alphabetisierung, eruiert an den Unterschriften der Testamente, wurde er zu einer eher konservativen bis ancestralen Bildungselite, deren Vorsprung in Bezug auf elementare Kulturtechniken sich stetig verminderte (57). Das Wissen wurde zur Konkurrenz des Glaubens, weil das naive Kindschaftsverhältnis gegenüber der Autorität sich nicht mit einem individualisierten Selbstvertrauen und mit elitären Distanznahmen vertrug (75). Der Buchbesitz der Laien zeigt dann: Während das große Interesse an gesellschaftlichen, politischen und historischen Fragen sich nur unwesentlich veränderte, stellte das medizinisch-naturwissenschaftliche Denken für den kleinen sich bildenden Ausschnitt der intensiven Leser den eigentlichen Ersatz für religiöse Lektüre dar (85, 89). Die Bedrohung des Religiösen ergab sich weniger aus dem noch keimhaften Zustand als aus der darin unumkehrbar eingeleiteten Entwicklung (94). Für die religiöse Literatur der Laien gilt gleiches: „Belehrende“ verdrängte „barocke“ Erbauung (104 f.), ebenso die Kasuistik und die darin ausgedrückte „Bußmechanik“ (109). Die auf der Regierungs- und Verwaltungsebene geführte Auseinandersetzung um die Klerikerbildung in Münster (110) eröffnet einen klaren Zugriff auf den intellektuellen Hiatus, dem Religion seit der Aufklärung generell ausgesetzt war und der auf den extremen kulturellen Divergenzen ihrer Mitglieder zwischen Bildung und Analfabetismus beruhte (111). Insgesamt wird am Vordringen der profanen Wissensbestände die Separierung der sozialen Lebenswelten und die abnehmende Integrierbarkeit des Religiösen in die anderen Felder der Gesellschaft deutlich (126). Glaube und Religion werden dadurch nicht unmöglich, aber verschoben sich in ihrer Bedeutung erheblich: „Die Kirche verlor ganz allgemein an Autorität in der kulturellen Sphäre der urbaneren Gesellschaft.“

Im II. Kapitel wird die Entwicklung der Kirchenreligion zu einem gesellschaftlichen Teilsystem beschrieben. Es beruht weitgehend auf Sekundärliteratur und schildert zunächst die weithin bekannten institutionellen, theologischen und kano-

nistischen Umbrüche zwischen Kirche und Staat, den Umbau der Adels- zur Bischofskirche, das veränderte Verhältnis von Klerus und Gemeinde, mit Hilfe der Luhmannschen Terminologie der Gesamtperspektive des Themas angepaßt. Forschungsgeschichtlich ist dieser Perspektivwechsel insofern von Bedeutung, als er den aufgeklärten Katholizismus als einen wesentlichen und geradezu unverzichtbaren Bestandteil dieser Wandlungsprozesse des Verhältnisses von Kirche, Staat und Gesellschaft erkennen läßt, weil die barocke Religiosität zwar innerhalb des entstehenden katholischen Teilsystems Gläubigkeit kenntlich machen und der Integration wie Abgrenzung dienen konnte, aber nicht in der Lage war, interaktiv mit den sich verselbständigenden Faktoren Staat und Gesellschaft in Beziehung zu treten und „Beteiligung (zu) organisieren“ (143 f.). Die moralische Bewahrung in der christlichen Gestaltung des Lebensvollzuges („Tugend“ statt „Sünde“), wie sie die katholische Aufklärung propagierte, erschien hier ungleich gewichtiger. Die Umsetzung dieser theoretischen und organisatorischen Veränderungen in das Verhältnis von Klerus und Gemeinde aber bildete bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts jene Belastetheit heraus, die daraus herrührte, dass die Geistlichkeit auch bei strenger Selbstprüfung ihre Umwandlung zur Funktionselite als gelungen betrachten musste und durfte, ohne deshalb an Autorität und Einfluß wieder zu gewinnen (145 f.). Die dem zugrundeliegende Überführung des ständischen Klerus als einer Respektperson, dessen Würde sich in Possession und Weihe konstituierte, in einen bürgerlich-funktional bestimmten Geistlichen, der sich durch Profession und Seelsorge profilierte, wird erneut entlang der Sekundärliteratur zu Bildung und Disziplinierung des Klerus beschrieben (149 f.). Dass dennoch der Klerikerstand für das Bürgertum sowohl als Versorgungsinstitut wie als Heilsgarant zusehends an Attraktivität verlor, belegen die hier herangezogenen Quellen durch das Schwinden geistlicher Begünstigter (v.a. Verwandter) aus den Testamenten (168). Das aus der Perspektive der sich ausbildenden gesellschaftlichen Teilsysteme staatliche und kirchliche Formierung dennoch nach wie vor eng verzahnt blieben, belegt der Ausbau der Pfarrei und die Zurückdrängung der Ordensseelsorge innerhalb der Volksaufklärung. Was schon theologisch als Aufgabe der Volksaufklärung benannt worden war, wurde nun

auch organisatorisch verfestigt: die gemeinwohlbefördernde und staatstragende Funktion von Glauben und Kirche (177).

Das III. Kapitel beruht auf der ausführlichen Auswertung der Testamente zur Eruiierung von „Frömmigkeit und Glaube im Angesicht des Jenseits“: Schlögl verdeutlicht zunächst die religiöse Dimension des Testaments unter Rückgriff auf die bereits von Bernhard Groethuysen beschriebene latente Spannung von Immanenz und Transzendenz im bürgerlichen Bewusstsein. Der asketischen Dimension des Glaubens, mit dem Streben nach Vermögenserwerb unvereinbar, wurde gleichsam nachträglich im Stiftungswesen Rechnung getragen, wobei die Testamentsformeln diesen Vorgang sprachlich sublimierten (182). Zunehmend aber trat das profane Erwerbsstreben aus dem Schatten des christlichen Armutsideals. Der ausgebaut christliche Formelapparat schwand. Ganz ähnlich verlief die Entwicklung bei der Profanierung der Zeit: so wenig man sich dem Revolutionskalender ganz akkomodieren mochte, so wenig griff man nach seiner Überwindung auf die alten christlichen Zeitmaße zurück – das Zeitempfinden hatte sich profaniert (195). In der dahinterstehenden „Theologie der Laien“ werden folgende Veränderungen sichtbar: Gott wandelt sich vom strafenden zum liebenden, gleichzeitig aber zum der Welt entrückten Gott (auch hier lebt die Arbeit ganz von Groethuysen'schen Inspirationen). Diese zunächst ausschließlich an theologischen Quellen exemplifizierten Verschiebungen hinterließen auch in den Testamenten trotz des relativ starren Formelapparates ihre Spuren (202). Hervorzuheben ist hier der Ertrag der oben beschriebenen Methode: die knappen und schematischen Veränderungen in der Massenquelle gewinnen erst durch die Hinterlegung einer explizit theologischen Diskursfolie an Strahlkraft. Deutlich betrifft der Schwund auch die auf die katholische Rechtfertigungslehre bezogenen Testamentsformeln. Dahinter vermutet der Autor „eine schmerzhaft Verletzung des erstarkenden neuzeitlichen Freiheitsbewußtseins, zu behaupten, der Mensch sei ohne Gnade und stellvertretende Genugtuung zum Heil aus eigener Kraft nicht fähig“ (207). Auch der Umgang mit dem Tod und den Toten veränderte sich mit dem bürgerlichen Zug zur Säkularisierung: Man verdrängte die Toten institutionell und organisatorisch aus dem Bereich der Lebenden, vor allem aus dem sozialen und rituellen Umkreis der

Stadt; der ihnen gewidmete religiöse Kult des Leichenbegängnisses verlagerte sich vom aktuellen Geschehen im kirchlichen Sozialraum hin zu einem familiären Totengedenken, der sich um das Grab und dessen Gestaltung gruppierte, während das Begräbnis selbst sein semantisches und soziales Feld tauschte: aus dem „christkatholischen“ wurde das „standesgemäße“ Leichenbegängnis. „Der Totenzettel sagt am Ende nichts anderes als das Testament: Tod, Sterben und Totengedächtnis hatten aufgehört, ausschließlich Teil des kirchlich-religiösen Bedeutungsgefüges zu sein“ (280).

Das IV. Kapitel, „Frömmigkeit und Glaube im Angesicht des Lebens“, geht aus von den Spannungen des Individuums, zwischen bürgerlicher und christlicher Existenz im Rahmen der funktionalen Differenzierung zu einer einheitlichen Identität zu gelangen. Diese eingangs mit vorwiegend systemtheoretischem Vokabular entwickelten Bewältigungsschwierigkeiten der Moderne spiegeln sich auch in den Lebensbeschreibungen auf den Totenzetteln, welche die bürgerlichen „Vorstellungen von einer biographischen Einheit der Person ordneten“ (296). In dieser Personkonstituierung spielte die Religion eine bedeutende Rolle, z.B. über die mystische Introspektion, über die „Selbstthematization“ (Alois Hahn) in der Beichte oder über die Vorbildwirkung von Heiligenviten. Die Gattungsgeschichte der Totenzettel löst aus der im Ancien Régime vor allem ständisch definierten Individualität zunehmend persönlichere Karriermuster und christlich geprägte Persönlichkeitsentwicklungen heraus. Gerade letztere aber machen mit ihrer Ausfaltung nach 1800 eine rasche Säkularisierung der Identitätssemantik durch. In den Reihungen, mit denen die Totenzettel den Verstorbenen qualifizierten, bildete sich mehr und mehr die von der modernen Gesellschaft zugemutete Rollendifferenzierung ab, die Person erscheint als „Rollenbündel“, obwohl die Aufsummierung diesen Umstand und die in ihm enthaltenen Spannungen sprachlich gerade verschleiern sollte. Die christliche Grundorientierung nahm in diesem Prozess zwar noch keine Randlage ein, erschien aber doch als beigeordnetes Moment, auch dies allerdings mit bedeutenden sozialen Nuancierungen. Der Prozess bürgerlicher Säkularisierung ist hier besonders fein nachgezeichnet, weil er keinesfalls gleich als vollständige Entchristlichung einherkam. Vielmehr verlor Religiosität den Status einer „letzten Bedeu-

tung“, blieb aber im Rahmen bürgerlicher Wohlanständigkeit und als Außenlenkung durch öffentliche Wertschätzung unverzichtbar, ebenso als Arsenal und Anhaltspunkt von Haltungen und Handlungen, Differenzierungen und Distanzierungen (meisterhaft beschrieben und zusammenfasst 333 f.). So degenerierte Religion – zunächst nur tendenziell – zur Rhetorik und Ästhetik, und diesen Wandel spürte das Bürgertum um so schmerzhafter, je redundanter es sich selbst „ungeheuchelte“ und „echte“ Frömmigkeit attestierte und suggerierte. Aus dem öffentlichen Raum ausgeschieden, verband sich Religion zunehmend mit Familie, Ehe und Privatheit.

Sprachlich sehr nuanciert, ist das Buch geradezu bannend, wenn auch keineswegs einfach zu lesen. In seiner konsequenten Ausrichtung an Luhmanns Systemtheorie wirkt der Band inhaltlich, aber auch terminologisch sehr geschlossen, wenn auch zuweilen etwas gezwungen. Und das Bannende dieser Sprache ist nicht frei von suggestiven Elementen und subtilen Wertungseinstreuungen. Bisweilen trägt die Sprache mehr von der Beweislast als das argumentative, vor allem statistische Material. An dieser Stelle sei noch darauf verwiesen, dass der Autor den Textteil nicht mehr als nötig mit Graphiken (insg. 56) und Zahlenreferaten belastet hat, im Anhang aber ausführlich Rechenschaft ablegt (42 Tabellen mit z.T. ausführlichen Textbeispielen, 15 Graphiken).

Fazit: Schlögl hat mit dieser Habilitationsschrift zweifellos die Maßstäbe eingeholt und gesetzt für das theoretische und reflexive Niveau, auf dem sich die Diskussion fortan bewegen wird; das Buch verdient ausführliche Diskussion und lädt dazu ein. Thematisch und methodisch hat er – mindestens für den deutschsprachigen Raum – eine Goldader angegraben. Ebenso klar wie die distinkten Ergebnisse zeichnen sich die zukünftigen Forschungsdesiderata ab. Das kluge und akribische Buch hält sehr differenzierte Einsichten bereit, selbst wo der Leser nicht allen Thesen folgen kann.

(Fertiggestellt 1995)

Tübingen

Andreas Holzem